

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 12 (1936)
Heft: 32

Artikel: Olly : oder eine Sommerfrische für redliche Herzen
Autor: Kalenter, Ossip
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-757046>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Olly

oder eine Sommerfrische für redliche Herzen

Von Ossip Kalenter

Leopold lebte in südlicher Solitude, tief abgekehrt von der Welt und ihrem Schein, aß, trank, schlief gut und viel, und wenn alle Möglichkeiten, sich die Zeit zu vertreiben, erschöpft waren und ihm absolut nichts Besseres einfiel, arbeitete er unter Umständen auch einmal etwas. Aber keine kräftige, kernige Männerarbeit wie etwa Gartenumgraben, Rechnungsausschreiben, Stiefelbesohlen oder Kuponabschneiden, sondern etwas Albernese, Ueberflüssiges, ganz von Gott Verlassenes: in jenen trüben Stunden stellte Leopold Literatur her. Mittels eines Füllfederhalters, einer leicht defekten Schreibmaschine und mehrerer Packen Papier. Was dabei herauskam, machte anderen mitunter Spaß. Ihm nicht.

«Der helle Morgen findet mich am Schreibtisch», pflegte Leopold in Briefen an seine alte Mutter zu schreiben, und in der Tat kam es bisweilen vor, daß er wirklich schon früh um elf wenn auch nicht am Schreibtisch, so doch wenigstens irgendwo saß und sich, wenn auch nicht mit Leistung von Arbeit, so doch wenigstens mit irgend etwas beschäftigte, zum Beispiel mit Frühstückchen.

Wir wollen uns nicht verhehlen, daß Leopold ein Faulpelz war. Uebrigens war er auch ein Vielfraß.

Gewinnt er an Sympathie, wenn wir zur Entschuldigung seines Schlaraffenlebens hinzufügen, daß er es nicht immer geführt hatte, sondern auch einmal ein armer, gehetzter Großstadtmensch mit Nerven und Hunger und Sehnsucht nach grünem Weekend und Sonntagen in Wäldern und Margueritenwiesen gewesen war und eine Zeitlang sogar regelrechter, pünktlich früh um neun anzutreten und acht Stunden Arbeitszeit abzusetzen habender Angestellter einer mit allen Hunden der Aktualität gehetzten Tageszeitung, für die er obendrein am Abend in die Theater laufen und, ob er wollte oder nicht, die Dummheiten über sich ergehen lassen mußte, die dort allerlei andere Literaturlieferanten durch an und für sich harmlose und gar nicht übelwollende Mitmenschen stundenlang vorsetzen ließen, worüber er sich am anderen Morgen auch noch in zwanzig bis hundertfünfzig Zeilen Kritik gemäß § 21 a seines Vertrages geistreich, witzig, amüsant und fesselnd zu äußern hatte... Dies ging solange, wie es ging. Eines Tages hatte er einen Schnupfen, dann eine Rippenfellentzündung, dann eine Blutvergiftung am Zeigefinger der rechten Hand, die er außer zum Essen auch zum Schreiben benutzte, dann einen Mittelohrkatarrh und schließlich seine Entlassung.

Er fühlte sich ernstlich elend. Er arbeitete und rechnete. Er war nicht halb so passiv, wie er gerne gewesen wäre. Als er eine runde Summe beisammen hatte, enteilte er südwärts, machte ein Nest an einem oberitalienischen See ausfindig und über dem Nest ein halberfollenes Kastell, wo er sich einmietete und, behütet von einem Faktotum namens Luigi, einem ehemaligen Berufssoldaten und späteren Koch bei einem Sonderling, Feinschmecker und pensionierten General, brav und gottesfürchtig dahinlebte, schmausete und zechte und froh war und nichts tat wie nur irgendeiner der alten Söldnerkapitäne der Republik Venedig, die weiland hier oben gehaust und gebehert hatten und nun still und friedsam drüben in der Kapelle in ihren schweren, steinernen Särgen ruhten.

Solchergestalt ungefähr war Leopold, und wir kommen nun zu Olly.

Eines Morgens fand Leopold unter seiner Post, die normalerweise aus Sendungen mit seriösen Geschäftsbriefen bestand, einen wunderbar lilablauen Brief mit großen, dämonischen Gouvernantenschriftzügen, der auf eine aparte und dem Einsiedler Leopold längst ungewohnt gewordene Weise nach «Rose Jaqueminot» duftete. Da er der Neugier als der stärksten und beständigen unter seinen Leidenschaften allzeit den Vorrang ließ, zögerte er keinen Augenblick, diesen vor allen anderen Briefen zu öffnen und las zunächst die Unterschrift: «Olly...»

Und dann:

«... recht traurig, daß Du mich vergessen hast...»

Also: so traurig war es nun eigentlich nicht, denn schließlich und letztlich war weder sie seine, noch er ihre Leidenschaft gewesen, was man sich keinen Augenblick verheimlicht hatte, und außer einigen schüchternen, aber mit Ausdauer vertanzten Nächten und hübsch und mit

Anmut verschwatzten Abenden in Bars oder charmanteren kleinen Lokalen, wo die Eingeweihten ausgezeichnet zu essen und noch besser zu trinken bekamen, waren die Beziehungen zwischen ihm, dem Mann der Zeitung, und ihr, dem Mädchen aus der Theaterschule, lediglich Wohlwollen und ein wenig Protektion und in ganz vereinzelt, verträumten Augenblicken Austausch etwelcher leiser, melancholischer, kaum nennenswerter Zärtlichkeiten gewesen.

Ihre Vorwürfe mixte Olly betörend mit Lyrik.

«... natürlich nicht ahnen, was mir die Abende mit Dir bedeuteten. Weißt Du noch, wenn...»

Leopold mußte zu seiner Schande feststellen, daß er von all den scheu skizzierten, reizenden Dingen, wie zum Beispiel den gemeinsamen Sommernachtheimwegen bei fernen Bandoniumklängen mit Sternen und Johanniswürmchen, so gut wie nichts mehr wußte.

Und nun kam eine unumwundene Sympathiekundgebung, die mit «Lieber Leopold» anfang und einem dreimal unterstrichenen «Acht!» endete, und er war sehr gerührt.

«Nach drei Jahren zwar etwas plötzlich, aber immerhin, immerhin...», dachte er mild.

Und dann hieß es:

«... augenblicklich recht schlecht... Engagement nicht erneuert... elendes Kaff... an Creutzer geschrieben... hat aber nicht reagiert... auch gesundheitlich sehr herunter...»

Und endlich erlaube sie sich ehrbarst anzufragen, ob er, der so Gute, so Hilfsbereite, sie nicht für ein paar Wochen auf sein Schloß (sie habe gehört: Schloß...) nehmen wolle. Zur Erholung. Und sie wolle bestimmt nicht stören. Und er solle es nicht als Zudringlichkeit auffassen. Sie wisse sich in ihrer mißlichen Lage nicht anders Rat. Und seine Adresse habe sie von Creutzer. (Der nicht reagiert hatte). Und er solle ihr schreiben, was man dort für Garderobe brauche. Sie habe momentan allerdings gar nichts, wenigstens nichts, womit sie sich sehen lassen könne. Und natürlich fehle ihr auch das Reisegeld, denn es ginge ihr, wie gesagt, höchst jämmerlich... Und der alte, große, dicke Leopold schämte sich seines Wohlergehens und empfand, nachdem sein soziales Gewissen drei Jahre lang hold und rosig geschlummert hatte, urplötzlich die tiefe Unmoral seines Schlaraffenlases.

«Während solch ein Mädchen darbe und Not litt...» Und er schrieb Olly einen Brief. Zunächst mit dem Füllfederhalter. Dann, als es ihm zu lange dauerte, mit der leicht defekten Maschine. Und bestimmte als Treffpunkt Trient. Und legte, nachdem er alles reichlich erwogen, das Reisegeld bei und dachte: «Sie wird es ja doch vermögen...»

Dies war einer von Leopolds Irrtümern. Sie kam.

Auf dem Bahnhof in Trient flog sie ihm an den Hals.

«Zwar etwas plötzlich, aber...»

Leopold führte sie durch den süßen, südlichen Sommerabend in sein Hotel, ein almodisches, unkomfortables Hotel, wo er lediglich wohnte, nicht aß. Die ersten Worte waren so freudig, nichtssagend, geringfügig, leerlaufend und unnütz, daß es geradezu tiefsinnig wirkte, als Leopold, sich zurückziehend, sagte:

«Vielleicht restaurierst du dich ein wenig...»

Während sie es tat, saß er in seinem Zimmer, betrachtete seine (besten...) Halbschuhe und dachte:

«Das ist also Olly...»

Die ersten Augenblicke waren ihm immer die schlimmsten, und fünf Minuten, ehe der Zug einlief, hätte er bei jedem Wiedersehen am liebsten desertieren mögen.

Man besuchte ein kleines, vornehmes, weißes Restaurant, das am abendlichen Corso lag und von dunklen Zedern und Kastanien umstanden war, und aß auf einer von bunten Lampen erhellten und Nachtfaltern durchschwirrten Terrasse elegant zu Nacht. Olly übernahm es, zu plaudern. Was war in den drei Jahren nicht alles geschehen! Was hatte man seit den goldenen Tagen der Theaterschule nicht alles an Gemeinheit und Bosheit und Niedertracht erlebt in diesen Provinznestern und zuletzt in diesem elenden Krähwinkel, in das sie nicht zehn Pferde zurückbrächten! (Das alles, während sie venezianische Krebse aß und einen Gran Spumante von Cinzano trank...)

Später, beim Dessert, sprach sie vom Märtyrertum der Kunst, wobei sie jedem dritten Satz refrainartig ein «Da stehst du machtlos vis-à-vis» anzuhängen pflegte. Leopold, der immer leidlich gut verdient hatte, konnte da nicht mit. Aber er verschloß sich ihren Meinungen keineswegs, streichelte ihr sanft und tröstend die Hände mit den dämonischen Gouvernantenfingernägeln und rückte ihr bei den großen, tragischen Momenten den zierlich geschliffenen, hohen und schmalen Kristallkelch zu, der den Plymouth mit Rum nebst dem Sekt in inniger Legierung — sagen wir: barg.

Als man durch die krummen, altertümlichen Gassen heimging ins Hotel, war man wundervoll beschwingt, und die hellen Fenster der Kaffeehäuser und Bars funkelten bezaubernd und bizarr, und die Geigen der südlichen Nachtmusiken sirten himmlisch und wirr, und es war schön und beseligend, so hinzugehen durch das alte, hallende, nächtliche Trient, wo der Wanderer vom Norden den schweren, berausenden Sinn dieses Traums Italien zum erstenmal erfährt.

Auf seinem Zimmer saß der langweilige Leopold noch lange. Die Halbschuhe, die besten, standen jetzt friedevoll vor der Tür. Und er dachte:

«Mollig ist sie geworden...»

Und er erwog, was sie sagte, was sie tat, wie sie aussah. Und als Resultat dieser Betrachtungen eines kunstliebenden Klosterbruders sagte er langsam, wohlbedacht:

«Da stehst du machtlos vis-à-vis...»

Dann drehte er das Licht aus, und dann war auch das vorüber. —

Anderntags rüstete er sie aus. Wie man einen Krieger ausrüstet. Nur weniger praktisch. Mit Kleidern, Fähdchen, losen, flatternden Dingen, mit seidenen Strümpfen, zarten Schuhen. Wie sah Olly aus! Wie konnte Olly aussehen!

Dann fuhren sie in die Solitude.

Vom Dampfer aus zeigte er ihr das Kastell.

«Dort werden wir wohnen...»

«In diesem modrigen Kasten?» wurde geantwortet.

Aber der Anfang mit den hymnisch ansteigenden Zypressen, das schwere, eisenbeschlagene Tor mit Zugbrücke und Graben, und Luigi, der alte Soldat, der die Honneurs machte und auf jedes Wort, das Leopold in dieser erzenen, sinnbetörenden Sprache an ihn richtete, die Hände an die Hosennaht legte und zischend vor Eifer: «Sissignore!» antwortete, — dies und Ähnliches bekehrte sie doch.

Das Leben im Kastell war eintönig, still. Leopold trug eine onkelhafte Güte und ein mildes Ignorieren zur Schau. Olly sollte sich wirklich erholen, und darum wollte er, wie sehr ihm Verschiedenes auch auf die Nerven ging, nicht däreinreden. Olly erholte sich sichtlich. Allmorgendlich stieg sie die zweihundertzweihunddreißig Stufen hinab zum See, badete, schwamm. Leopold badete kurz vor Tische. Und da er ein äußerst mäßiger Schwimmer war (Gottlose behaupteten, er könne überhaupt nicht schwimmen und habe es auch nicht nötig, da er dank seiner weit über Irdisches hinausragenden Leibeslänge in sämtlichen Gewässern der Welt Grund hätte...), fern von Olly, die ihn kaum vermißte.

Nicht daß Olly das einsiedlerische Leben akzeptiert hätte! Innerhalb kurzem betreuten sie zwei Kavaliere aus Berlin. Innerhalb kurzem gab Olly ihre erste Gesellschaft. Das Idyll des hochgebauten, verschlossenen Kastells: sie zerstörte es, brach die vornehme Einsamkeit und verwandelte sie in eitel Betrieb. Zunächst einmal wurden alle irgend bewohnbaren Gemächer gründlich mit Zigarettensqualm ausgeräuchert und nach Leopolds Ansicht, der wenig rauchte, systematisch verpestet. Dann mit betäubenden Parfümen. («Wo Houbigant hier so billig ist!») Allabendlich lud Olly ein Dutzend Leute aus dem Grand Hotel ein, laute, lustige, aufgelegte Leute, die sich hier von Alltag und Arbeit erholten und die Zeit mit Wein, Kreuzworträtseln und Gesang totschlugen, wenig erquickliche, wenig wäherliche und nicht immer geschmackvolle Leute, mit denen der sublimen Leopold unter anderen als den obwaltenden Umständen nicht fünf Worte gewechselt hätte, wie zum Beispiel diesen radauliebenden Herrn Beroldinger aus München, der die scherzhaften Schnadahüpfel vortrug, oder diesen

fischen Wiener, Herrn Linck, der auf Schritt und Tritt ein Reisegrammophon bei sich führte, ein goldenes Herz und eine fatale Vorliebe für Leopolds teuren duftigen, schweren Carpano hatte, den er Glas um Glas auf die Gesundheit des Schlossherrn leerte. (Herr Linck sagte: «Schloßherr...») Auch der Arzt zählte zu Ollys Freunden, kam Abend für Abend, radebrente schön und schmachend ein wenig Deutsch, tanzte, flirtete und schwieg beredt. Er war ein smarter, eleganter, wohl-anzusehender Mann und Leopold schon lange zuwider. Mit ihm machte Olly tagelang Autotouren, die von Leopold immerhin als Gefechtsruhen geschätzt und zu den dringendsten, unbedingt nötigen Arbeiten benutzt wurden.

Bis eines Tages dem von Schnadahüpfen, Zigaretten-rauch, Reisegrammophon, Houbigan, Schmachten, Tanzen und Radebrechen gemarterten Leopold die Geduld riß. Sie riß trotz alledem sanft, gemütvoll, echt leopoldisch. Er legte der erholungsbedürftigen Olly das Geld hin und sagte:

«Da... Bleib... Ich verreise...»

Und reiste ab. Südlich, trotz der Glut. Er liebte die

pralle, satte Sommersonne dieser Gegenden, die zu seinem Phlegma paßte.

In Genua entdeckte er, daß in acht Tagen ein Dampfer über den Piräus, Saloniki, Konstantinopel nach Noworossisk ging. Acht Tage genügten, um den Paß in Ordnung zu bringen, und Leopold dampfte unverhofft, planlos, doch mit der Zeit heiter bewegt nach Noworossisk.

Fünf Wochen weichenfarbendes Meer, fünf Wochen weiße, sonneleuchtende Städte, fremde Berge und Götter und Menschen, Prunk und Schwermut des Orients ließen ihn die kleine Olly, die da oben in einer halbverfallenen Scaligerburg mit Luigi, dem alten Soldaten, und dem Kreis der Kavaliere wunderbarlich Hof hielt, fast vergessen. Mit einem Konvolut Eindrücken, bunten, verwirrenden, kehrte er über Batumi, Kerassunda, Samsun und Marseille nach Genua zurück, wo er sich doch noch an Olly erinnerte und gründlich mit Reiseandenken versah.

Olly, dieses Kind, was konnte sie schließlich dafür! Es war ihr Stil, und der war ihm schon damals leicht auf die Nerven gegangen, als sie noch die kleine Theater-schülerin war und er sie bei Stern- und Johannis-würmchengeflimmer und fernen Bandoniumklängen nach

Hause brachte. Er hatte eine gute Tat getan und von seinem sündigen Ueberfluß ihrer Notdurft gegeben. Dies: seine Gedanken, während er durch die Lombar-dische Ebene dem kleinen Gebirgshafen entgegenrollte.

Dann betrat er den Dampfer. Der See lag still. Der Nachmittag verging. Tief im Schatten des Alpenkolosses stieg das Kastell auf. Der Abendwind hatte sich erhoben. Die Wellen schlugen weiß an den Fels. Eine helle, langgezogene Kantilene klang herüber. Eine Wäscherin sang oder eine Wasserträgerin.

Das war die Heimkehr, und Leopold befahl die alte Schwäche, des im letzten Augenblick Davonlaufenwollen. Wie weit lag das erste Wiedersehen zurück, der Abend vor einem Vierteljahr in Trient! Wie würde das Wiedersehen beginnen, wie enden? — Indem er den Weg mit den hymnisch ansteigenden Zypressen hinaufging, kam ihm zum erstenmal der Gedanke, daß Olly nicht unbedingt hätte eine Enttäuschung sein müssen, daß sie jung, im Grunde ein guter Kerl und wenn auch ver-schoben, vielleicht doch zu leiten und zu läutern wäre; der Gedanke, in dem für jeden Mann eine so große Ver-suchung liegt.

Heute kann sich
jedermann eine
Qualitäts-Portable
leisten!

Wirkliche Vorteile bieten die neusten

ROYAL Portables

Kaufmiete Fr. 20.- monatlich
Unverb. Vorführung und Probe



Von Fr. 175.— an

ROB. GUBLER, ZÜRICH
BAHNHOFSTRASSE 93 / TEL. 58.190

THEO MUGGLI, ZÜRICH
GESSNERALLEE 50 / TEL. 36.756

Diese beiden Kronen-
Pedroni

müssen Sie einmal probieren!

Jeder Zug offenbart wieder aufs neue das wunderbar gehaltvolle Aroma dieser Kronen-Pedronis. Bis zum Schluß spüren Sie darin nur Tabake erster Auslese, die in herrlichster Mischung enthalten sind.

Die 1-Kronen- wie die 2-Kronen-Pedroni kosten nur 15 Cts. pro Stück.

Welche ist Ihnen am bekömmlichsten?



1-Krone
rassig — herb



2-Krone
herrlich mild



bis zum Schluß

Alleinfabrikant:
S. A. Rodolfo Pedroni, Chiasso

A. S. G. R. O. B.



1. Treffer Fr. 200 000.—
2. Treffer Fr. 100 000.—
3. Treffer Fr. 50 000.—
4. Treffer Fr. 30 000.—
5. Treffer Fr. 20 000.—
- 10 Treffer à Fr. 10 000.—

usw. usw.

Preis des Loses: Fr. 10.—.

Der Umschlag von 10 Losen, wovon mindestens eines gewinnt, Fr. 100.—.

Oh! wie angenehm ist die Hoffnung ein Los zu gewinnen!

Wie kann man die holde Gunst des Glückes erlangen? Kaufen Sie sofort einige Lose der Neuenburger Lotterie. Warten Sie nicht bis zum letzten Augenblick, bis Sie Ihre Lose bestellen. Sie riskieren sonst, keine mehr zu bekommen und müßten der Ziehung dieser Million ohne jede Chance beiwohnen. Gewisse Lotterien konnten im letzten Moment mehr als 100 000 Los-Bestellungen nicht mehr ausführen. Bestellen Sie Ihre Lose gleich heute noch.

100 Chancen für 10 Franken

Ziehungstag
15. Oktober
1936

(1. Serie)

Die Neuenburger Lotterie bietet Ihnen auch Anteilscheine à 100 Lose. Mit je-

dem Anteilschein (Fr. 10.—) beteiligen Sie sich zu einem Hundertstel an den Gewinnen der 100 Lose, wobei die Losnummern auf jedem Anteilschein aufgeführt sind. So haben Sie 100 Chancen zu gewinnen.

Geben Sie bei der Bestellung Ihrer Lose (Postcheckkonto Loterie Neuchâtelaise IV. 4) genau an, ob Sie Lose, eine Serie von 10 Losen oder Anteilscheine wünschen. Bitte 40 Rp. für das Porto beilegen. Der Verkauf der Lose ist nur in und nach den Kantonen Neuenburg und Uri gestattet.

BESTELLSCHEIN

ausschneiden und einsenden an
Neuenburger Lotterie, Neuenburg

Senden Sie mir gegen Nachnahme: Anteilscheine zu 100 Losen (Fr. 10.— pro Anteilschein),

..... Lose à Fr. 10.—.

Z. J. 24

..... Umschläge zu 10 Losen (wovon mindest. 1 Treffer) à Fr. 100.—.

Name: Adresse:

Neuenburger Lotterie

Leopold kehrte unangemeldet zurück, und darum war es seine Schuld, daß er überrascht wurde.

Auf der einen der roten Marmorbalkone mit dem zierlich geschmiedeten Eisengeländer stand Olly, hübsch und braun, in einem zarten, leichtfertigen Gewande und sahnefarbenen Strümpfen, und was sie im Arme hatte, war zweifellos ein Baby, ein kleines, rosiges, mit großen, runden Haselnußaugen und einer schwungvollen schwarzen Locke in die Stirn.

«Es heißt Alexander», sagte Olly mit dem Versuch zu lächeln.

Und Luigi, der alte Soldat, mit der übergroßen Kinderliebe dieser frohen, gesegneten Nation, rief strahlend:

«Che bel bambino, n'è vero, Signore?!»

Nur Leopold wußte nicht, was er sagen sollte.

Als sie allein waren, Olly und er, in dem düsteren, etwas unheimlichen Speisesaal, sagte er leise:

«Darum also...»

Da begann die kleine Olly unsagbar käglic zu weinen. Gleich wieder war Leopold sehr gerührt, streichelte ihre Hände, die eigentlich recht ungeschickt und hilflos waren, redete ihr gut zu und sagte, er habe es wirklich und wahrhaftig nicht böse gemeint, nur...

«Was sollte ich denn machen?» schluchzte Olly. «In einer kleinen Stadt! Und zu meinen Eltern konnte ich auch nicht zurück. Ich hätte mich ja vor meiner Schwester schämen müssen... Und wo ich mich doch auf das Kind schon so gefreut hatte...»

Und schluchzend, weinend, jämmerlich erzählte sie eine umständliche, lange, verworrene Geschichte von einer Schauspielerin Olly und einem Jüngling namens Edgar, der ihr Treue geschworen und sie dennoch verlassen hatte; eine törichte, traurige, überflüssige Geschichte.

Olly fragte Leopold, und Leopold fragte Olly.

«Laß mir einen Augenblick Zeit!» sagte Leopold, und: Schlaf dich aus! Morgen früh unterhalten wir uns noch einmal darüber.»

In seinem Zimmer sah Leopold die Post durch, eine umfangreiche und freundliche Post, legte allerhand Zettel und Papiere bald hierhin, bald dahin, seufzte und blickte hinaus auf den See, auf dem die Lichter der Aalfischer glänzten. Alles traf gut zusammen. Er kam in die Jahre, wo die Einsamkeit begann. Eine Frau, keine von den Heroinen, großen Amoureußen oder Madonnen, eine Puppe, fast nur ein Spielzeug, ein immer überraschendes, ewig wechsel- und wundervolles: es wäre zu erwägen... Ein Kind? ... Ein Kind bedeutete Zukunft, Fortleben; in der Erinnerung eines Kindes vermochte man noch ein wenig weiterzuleben, über den Tod hinaus,

der dann vielleicht etwas an Bitternis verlor, leichter denkbar, erträglicher wurde. Aber ein eigenes Kind: dagegen hatte er stets tausend Einwände gehabt. Sich selber widergespiegelt zu sehen mit allen seinen Fehlern, allem, was er an sich verabscheute: er wußte nicht ob es ihm nicht mehr Pein als Freude bereiten würde... Olly und das Kind: es war zu erwägen... Und schließlich zählte er, wie alle großen Männer, den Entscheid an den Westenknöpfen ab.

«Ja — nein — ja — nein — ja — nein — — — ja.»

«... Olly? ... Bist du noch wach?» (Er war durch den dunkeln Saal hinüber nach Ollys Flügel getappt und stand an ihrer Tür.) «Bitte, mach doch mal auf! ...»

«Es ist ja gar nicht zugeschlossen...»

Sie saß noch am Fenster, in jenem zarten Gewande, in dem sie auf dem Balkon gestanden hatte... und weinte. Er nahm stumm ihr Köpfchen in seine viel zu großen Hände und spürte, als sie sich an ihn schmiegte, ein Weniges von ihrer Wärme.

«Willst du nicht hier bleiben, Olly?»

Sie nickte ungestüm, froh: ein großes, törichtes Kind. Schwatzend und lachend saßen sie noch die halbe Nacht beisammen, er einen romantischen Haushaltsplan für seine so überraschend zustandegekommene Familie entwerfend und sie selig im Gedanken daran, nicht zurückkehren zu müssen in die Provinz, den Klatsch und die Armut.

Als der Morgen dämmerte kühl und orangefarben, und die Barken ausfahren, einzeln, in Reihen, mit noch nachtschwarzen Segeln, erhob das kleine Kind, dem Olly den großen Namen Alexander gegeben hatte, ein lebenshungriges Geschrei, und jeder Zoll ein Ehemann sagte Leopold:

«Olly, kümmerge dich mal ums Kind!»

Moderne Wundbehandlung

In der Behandlung von Wunden haben zwei Richtungen eine Rolle gespielt. Die eine suchte durch Eingriffe, in vielen Fällen durch Operation, die Heilung zu erreichen, die andere, der vor allem der Berliner Kliniker Bergmann huldigte, vertrat eine mehr zuwartende, konservative Behandlungsweise, die der Natur die notwendige Widerstandskraft gegen allfällige Infektionen zutraute, besonders bei Verwundungen durch die modernen Schießwaffen im Kriege. Die Wunde durch die heutige Feuerwaffe sei so wenig mit Keimen verunreinigt,

daß der Körper leicht damit fertig werde, lautete die Theorie, es genüge die Wunden beim Ein- und Ausschluß mit keimfreiem Material zu bedecken; dann könne die Heilung ohne weitere Komplikationen erfolgen. Nun hat der Direktor der Berliner Universitätsklinik, Prof. Dr. Magnus, kürzlich ein sehr interessantes Buch unter dem Titel «Ueber den heutigen Stand der Wundbehandlung nach den Erfahrungen des Weltkrieges» erscheinen lassen (Verl. J. A. Barth, Leipzig), in dem er u. a. ausführt, daß die Bergmannsschüler, zu denen auch er gehört habe, schon in den ersten Wochen des großen Krieges gründlich eines andern belehrt worden seien. Gewiß hätte das niedrig streichende Infanteriegeschloß beim Vormarsch solche leicht heilende Wunden verursacht; aber auch hier seien durch Querschläger und Mantelreißer schon gräßliche Verwundungen vorgekommen, die eine so einfache Behandlung nicht gestattet hätten. Zudem sei die Grausamkeit der modernen Kriegsmittel so furchtbar, daß die Praxis der Theorie immer offensichtlicher widersprochen habe. Man denke nur an die Granatsplitter, die Bruchstücke von Fliegerbomben und Minen, die beim Stellungskrieg immer mehr die Hauptrolle gespielt, bei denen zu der Gewebezerrümmung noch die infolge der großen Hitze der Geschosse entstandenen Verbrennungen getreten seien, denke an die von Schmutz starrenden Kleider der Soldaten, wovon Fetzen in die Wunden gerissen wurden, an den Schmutz in den Schützengräben, sowie an die sehr primitiven Feldlazarette, alles wahre Brutstätten gefährlicher Bakterien, so daß diese lebensgefährlichen Keime in Mengen in die offenen Wunden gedrungen seien.

Friedrich habe nun Versuche mit verwundeten Tieren gemacht und festgestellt, daß bei diesen eine Rettung möglich sei, wenn man die infizierten Wundränder innerhalb 6 Stunden operativ entferne, daß somit die Keime während dieser Frist nicht die Zeit fänden, in größerer Menge in die Gewebe und ins Blut einzudringen. Nach Verlauf von acht Stunden sei eine Heilung in der Regel nicht mehr möglich gewesen. Man habe daher auch bei den Menschen, deren Verwundungen nicht länger als sechs bis acht Stunden waren, dasselbe Verfahren angewandt und die Erfahrung gemacht, daß durch das Entfernen der Wundränder eine operative Sterilisation erfolgt sei, so daß die Wunde wie eine aseptische zugenäht werden konnte und in der Regel glatt heile. «Heute ist infolgedessen», schreibt Magnus, «die primäre Wundausschneidung im Raume der Sechsbis-Achtstundengrenze mit sofortigem Nahtverschluß der Wunde ein fester Besitz der Verletzungschirurgie für den Kriegsfall und für das tägliche Leben des Friedens.» Mr.

SANATORIUM KILCHBERG BEI ZÜRICH



Individuelle Behandlung aller Formen von Psychosen und Neurosen. Entziehungskuren für Alkohol, Morphin, Kokain usw. Malaria-Behandlung bei Paralyse. Führung von psychopathischer, haltloser Persönlichkeiten. Angepaßte Arbeitstherapie. 3 Ärzte, 6 getrennte Häuser: geschlossene für Psychosen, offene für Erholungsbedürftige. Prachtige Lage am Zürichsee, in unmittelbarer Nähe von Zürich. Großer Park und landwirtschaftliche Kolonie. Sport- und Ausflugsgelegenheit. Physikalische Institut (Medikamentöse Bäder und Packungen, Licht- und Dampfbäder. Elektrotherapie, Höhengüsse, Diathermie, Massage usw.). Behandlung organischer Nervenerkrankungen, Stoffwechselstörungen, rheumatischer Leiden, Erschlaffungszustände usw. Diät- und Entfettungskuren. Eigene Abteilungen mit Terrassen für Bettlägerige. Offenes Schwimmbad. Prospekte bei der Direktion zu verlangen. Telefon Zürich Nr. 914.171 und 914.172
ARZTLICHE LEITUNG: DR. H. HUBER, DR. J. FURRER. BESITZER: DR. E. HUBER-FREY